



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Deutsche Volks- und Vaterlandskunde. Friedrich Nagel hat rein patriotischen Zwecken ein außen und innen schönes Büchlein gewidmet: Deutschland. Einführung in die Heimatkunde. (Mit vier Landschaftsbildern und zwei Karten. Leipzig, Fr. Wils. Grunow, 1898.) Sehr richtig schreibt er im Vorwort, in einer Zeit, wo es für viele Deutsche kein fremdes Land mehr in Europa gebe, und wo manche von unsern Landsleuten in außereuropäischen Ländern bewanderter seien als in der Heimat, müsse man die Kenntnis des Vaterlandes vertiefen: „vor allem soll der Deutsche wissen, was er an seinem Lande hat.“ Und am Schluß: „Das deutsche Volk ist noch nicht lange genug geeinigt, um eine so sichere, abgeschlossene Vorstellung von seinem Lande zu haben wie der Engländer von seiner meerumschlungnen Insel, der Franzose von seinem schönen Frankreich.“ Diese klare und abgeschlossene Vorstellung zu vermitteln, hat sich der berühmte Geograph zur Aufgabe gestellt, und er hat sie gelöst, wie sie eben nur seine durch den Augenschein gewonnene genaue Kenntnis aller Landschaften unsers Vaterlandes verbunden mit gediegnem geologischem und historischem Wissen und der Gabe poetischer Auffassung und anschaulicher Darstellung zu lösen vermag. Auf die Kapitel: Lage und Raum, der deutsche Boden, das Meer und die Küsten, Klima, Pflanzen- und Tierwelt, Bodenkultur folgt noch ein Kapitel: Volk und Staat, worin gezeigt wird, wie die Natur des Landes auf den Volkscharakter und die politische Entwicklung eingewirkt hat. Von der ersten der beiden Karten, der oro-hydrographischen (die zweite ist eine Rassen- und Sprachenkarte), kann man sagen, daß sie in ihrer vollkommenen Plastik das Wesen des Buches den Augen darstelle: sie ist ein wirkliches Bildnis des deutschen Landes. Sehr dankbar werden die Lehrer, sowohl die der Volksschulen, als die der Mittelschulen für die Gabe sein; sie werden dieser gedrängten und doch vollständigen Vaterlandskunde tausend Anregungen und Fingerzeige für den Unterricht verdanken, und die Schüler der Oberklassen der Gymnasien werden sie mit Nutzen selbst gebrauchen können.

Demselben patriotischen Zweck wie dieses kleine Buch dient ein groß angelegtes Werk: Das deutsche Volkstum, herausgegeben von Dr. Hans Meyer. (Mit 30 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1898.) Es haben dazu beigetragen der Herausgeber: das deutsche Volkstum; Dr. Alfred Kirchhoff: die deutschen Landschaften und Stämme; Dr. Hans Helmolt: die deutsche Geschichte; Professor Dr. Oskar Weise: die deutsche Sprache; Dr. Eugen Mogk: die deutschen Sitten und Bräuche und: die altdeutsche heidnische Religion; Dr. Karl Sell: das deutsche Christentum; Landrichter Dr. Adolf Lobe: das deutsche Recht; Dr. Henry Thode: die deutsche bildende Kunst; Professor Dr. Heinrich Adolf Köstlin: die deutsche Tonkunst; Professor Dr. Jakob Wychgram: die deutsche Dichtkunst. Wenn ich mir bei der Hervorhebung einiger Punkte auch kritische Bemerkungen erlaube, so geschieht es nicht, um den Lesern durch Mörgelei die Freude an dem wirklich großartigen und verdienstlichen Werke zu verderben, sondern nur um zu zeigen, daß auch dieses in mancher Hinsicht abschließende Werk für weitere Debatten noch Raum offen und den Spätern noch etwas zu thun übrig läßt.

Daß die Einzelarbeiten an manchen Punkten zusammentreffen, woraus sich Wiederholungen ergeben, das ließ sich nicht vermeiden und ist auch kein Fehler; es kann nicht schaden, wenn ein wichtiger Gegenstand von mehreren Seiten beleuchtet

wird. Unter anderm wird die Ableitung des Wortes „deutsch“ mehrfach besprochen. Da vermisse ich denn die Erwähnung einer Thatsache, die mir nicht unwichtig erscheint. So viel ich weiß, wird das gotische Stammwort zum erstenmale von Ulfila gebraucht und zwar Galater 2 für *𐌸𐌹𐌿𐌶*, ein Wort, das heute in den protestantischen wie in den katholischen Bibeln mit „Heiden“ übersetzt wird. Paulus erzählt da, wie er den Petrus öffentlich getadelt habe, weil er, nachdem er schon mit den Heiden heidnisch gelebt hatte, aus Furcht vor den Anhängern des Jakobus heuchelte, sich von den Heiden zurückzog und wieder nach jüdischer Sitte lebte. Darin liegt offenbar eine doppelte Weissagung, daß nämlich eben die Deutschen die „Heiden“ sein würden, denen die Zukunft und das Christentum gehörte, und daß ihr Christentum ein geistiges und nicht ein jüdischer Gesetzes- und Zeremoniendienst sein werde. Sehr zu loben ist, daß Kirchhoff von den „deutschen Landschaften und Stämmen“ Österreich und die Oesterreicher nicht ausgeschlossen hat. Daß Österreich geographisch zu Deutschland gehört, lehrt nichts deutlicher als ein Blick auf Nagels Kärtchen, wo man sieht, wie die Alpen die natürliche Grundmauer des ganzen Baues sind; was aber das ethnographische anlangt, so ist es doch nur ein schon öfter dagewesenes, also vorübergehendes historisches Unglück, daß die natürliche Akropolis Deutschlands, Böhmen, gerade jetzt wieder einmal in den Händen eines Slawenstammes ist, der sie auf die Dauer nicht wird behaupten können. — Die Ermittlung dessen, was eigentlich deutsch sei, macht darum so große Schwierigkeiten, weil eben die Universalität das eigentlich deutsche ist, wie am schönsten Wychgram klar macht, indem er die gegen Goethe und Schiller wegen ihres Antiklitterens erhobnen Vorwürfe zurückweist. Ich würde deshalb folgende Sätze Meyers etwas anders geschrieben haben: „Was wäre die deutsche Kultur ohne die organisch ins deutsche Gemüths- und Gedankenleben aufgenommenen Teile des Christentums und der griechischen Kultur! Aber was hat auch das deutsche Volkstum aus Christentum und Griechentum gemacht; wie anders nehmen sich beide in der deutschen Umwandlung aus, als z. B. in der französisch-romanischen!“ Die Sache verhält sich doch wohl nicht so, daß die verschiedenen Volkstümer als einander innerlich fremde, wenn auch teilweise verwandte Wesen neben einander stünden, und daß nun die Deutschen, weil sie am begabtesten sind und außerdem in der Mitte wohnen, von allen etwas, natürlich jedesmal das Verwandte, angenommen, das durchaus Fremde aber abgelehnt oder nach vergeblichen Verdauungsversuchen wieder ausgestoßen hätten, obwohl natürlich diese beiden Umstände: die hohe Begabung und der zentrale Wohnplatz, von höchster Wichtigkeit sind. Sondern die arische Art ist in allen arischen Völkern dieselbe, hat sich aber nur bei den Hellenen in ihrer Reinheit, nur bei den Deutschen in ihrer Fülle verkörpert, während sie in den übrigen europäischen Völkern teils durch starke Blutmischung verunreinigt, teils durch die Abgelegenheit oder Abgeschlossenheit oder gewisse Besonderheiten des Wohnplatzes einseitig geworden ist. Das Hellenentum ist daher für uns Deutsche in keinem Sinn ein fremdes Element, sondern unser eigenstes Wesen in einer einfachen und klaren Erscheinungsform, die von Zeit zu Zeit zu betrachten uns Not thut, damit wir uns nicht in der verwirrenden Fülle moderner Kulturerrscheinungen verlieren. Man betrachte die beiden Köpfe: Germanenjungfrau und Germanenjüngling, deren Abbildungen im dritten Bande von Spamers Weltgeschichte Seite 6 und 7 wiedergegeben sind, und suche nach einem Unterschiede zwischen dem Germanentypus und dem Hellenentypus; man wird schwerlich einen finden. Das Christentum aber ist die arische Religion nach Überwindung des kindlichen Wahnes von menschenähnlichen Göttern, wie sie nach und nach von den griechischen Dichtern und Denkern

ausgebildet worden ist; die Evangelien enthalten nur die historischen Begebenheiten, die notwendig waren, für den vorhandenen Inhalt das Vehiculum zu schaffen, das ihn zu allen Völkern tragen sollte. Daher ist es eigentlich kein Irrtum, wenn so oft ein allgemein Menschliches, wie die Tapferkeit, als das Urgermanische bezeichnet wird (S. 125), denn das Urgermanische ist eben das Arische, und nur dieses ist das im vollen Sinne des Wortes Menschliche, während wir das Mongolische z. B. als eine Verderbnis des Menschlichen, das Französische als karikierende Einseitigkeit bezeichnen müssen. Daß sich germanisches und römisches Recht vielfach nur wie das Recht einer frühern und das einer höhern Kulturstufe verhalten, hat Lobe zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber doch kräftig genug angedeutet. Selbstverständlich ist es ein großer Fehler gewesen, daß die Deutschen, als sie ungefähr auf der Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung angelangt waren, der das römische Recht entspricht, dieses unverändert aufnahmen, sozusagen mit Haut und Haaren verschlangen. Ganz abgesehen von der Eigentümlichkeit des deutschen Volkstums unterschieden sich ja doch die europäischen Verhältnisse überhaupt beim Übergange von der Natural- zur Geldwirtschaft und vom ländlichen zum städtischen Leben in vielen Stücken von denen des alten Roms. Wenn nun auch außer diesen Eigentümlichkeiten des modernen Lebens gewiß noch ein eigentümlich deutsches Berücksichtigung fordert, so dürfte es doch nirgends schwieriger sein, dieses Eigentümliche herauszufinden, als auf dem Gebiete des Rechts. Lobe hat sein möglichstes gethan, diese schwierige Aufgabe zu lösen, und es dürfte schwerlich einem andern besser gelingen. Die Ursache dafür, daß die Norddeutschen konservativer sind als die Süddeutschen, hat Lobe Seite 406 richtig angegeben, während sie Mogk Seite 270 nicht zu bemerken scheint: die Süddeutschen waren auf drei Seiten, die Norddeutschen nur auf zweien von fremdem Volk umgeben, jene von Menschen höherer, diese von Menschen niederer Kultur; wozu nur noch zu bemerken wäre, daß die Seennachbarn der Friesen und Sachsen selbst Germanen waren.

Obwohl bei der Darstellung der politischen Entwicklung die geographischen Verhältnisse gebührend berücksichtigt werden, bewegen sich die Verfasser doch noch ein wenig in dem alten Geleise der Klagen über den eigensinnigen und disziplinwidrigen Individualismus der Deutschen, der ihre Zersplitterung verschuldet habe. Wie hätten es denn die Untertanen der Rheinbundstaaten oder neunhundert Jahre früher die leibeigenen Bauern der geistlichen und weltlichen Herren anfangen sollen, gegen ihre Landesherren oder Feudalherren die deutsche Einheit durchzusetzen? Das wäre doch nur auf dem Wege von Revolutionen möglich gewesen, und von solchen will gerade der durchschnittliche deutsche Patriot von heute nichts wissen. In der That ist der erste Akt der politischen Wiedergeburt Deutschlands damit eingeleitet worden, daß der General York und die „deutsche Legion“ in St. Petersburg (Stein, E. M. Arndt, Boyen u. a.) einige Schritte nach der Revolution hin wagten. Wenn man für die Zersplitterung durchaus eine Charaktereigenschaft der Deutschen als Ursache anführen will, so muß man die Mannen- oder Untertanentreue nennen. Das zersplitternde Element sind die Dynasten gewesen, und dieser dynastische „Individualismus“ oder Egoismus ist nichts eigentümlich Deutsches; die kleinen Herren regieren überall lieber selbst, als daß sie sich von einem großen regieren lassen. Das eigentümlich Deutsche unsrer Geschichte besteht bloß darin, daß sich bei uns kein Dynast gefunden hat, der seine Konkurrenten mit den Künsten eines ersten Ludwig zu beseitigen und zu unterdrücken verstanden oder gewollt hätte, daß die Natur des Landes das Einigungswerk erschwerte, und daß der Gegensatz zwischen zwei annähernd gleichstarken Herren, der in Frankreich während

des Mittelalters öfter hervorgetreten ist (man denke an die Grafen von Toulouse, an die englischen Könige als französische Lehnsträger und die Herzöge von Burgund), uns Deutschen erst von 1740 ab zu schaffen gemacht hat. Was aber die schließliche Einigung anlangt, so darf man die heutige Technik nicht vergessen, die die Beherrschung großer Räume leicht, dagegen die wirkliche Unabhängigkeit sehr kleiner Staaten beinahe unmöglich macht. Vor allem aber höre man doch auf, die späte Einigung als ein Unglück zu beklagen. Was fertig ist, das ist reif zum Sterben, wie man am alten römischen Reiche und am heutigen Frankreich sieht. Eben darum haben wir Deutschen noch eine Zukunft, weil wir auch 1866 und 1870 noch lange nicht fertig geworden sind.

Sehr gefreut hat es mich, daß Mogk das Gefasel und Gefabel von dem angeblich heidnischen Ursprung des Weihnachtsfestes, das sich in den Weihnachtspredigten der liberalen und der sozialdemokratischen Zeitungen allweihnachtlich breit macht, abfertigt, wie sich gebührt, und daß Sell den Apostel Bonifatius, der im protestantischen Deutschland vielfach als „Römling“ verrufen ist, „eine durchaus germanische Gestalt“ nennt. „Tritt frisch auf, thus Maul auf, hör bald auf!“ paßt zwar zum preussischen Wesen, aber als „altpreussischen Mahnspruch“ (S. 209) hatten wirs bis jetzt nicht gekannt. In einer zuverlässigen Quelle habe ich gelesen, daß Luther, wenn er genötigt gewesen war, eine lange und langweilige Predigt anzuhören, den Pastor anzufahren und ihm das Sprüchlein zuzurufen pflegte (in etwas derberer Form: Tritt dreist auf, sperrs Maul auf, hör bald auf!). Am besten an dem Werke hat mir Thodes Darstellung der deutschen bildenden Kunst und Wyhgrams „deutsche Dichtung“ gefallen. Wenn ich sage, daß ich noch keine mich gleich befriedigende Charakteristik Goethes und Schillers gelesen habe, wie die uns Wyhgram hier darbietet, so soll damit nicht gesagt werden, daß irgend ein anderer Teil seiner Schrift schwächer wäre als dieser kurze Abschnitt. Als das Eigentümliche der deutschen bildenden Kunst weist Thode nach das übermäßige Wollen und das Überwiegen des Inhalts über die Form; die bildende Kunst biete gar nicht die Mittel, den Inhalt des deutschen Gemüts auszudrücken, das vermögen nur die Musik und die Dichtkunst.

C. J.

Rom als Stadt der Renaissancekunst. Von den Gassen aus gesehen ist Rom die Stadt des Barock oder auch des Altertums; die Renaissance hat sich ganz in das Innere einzelner Kirchen und des vatikanischen Palastes zurückgezogen. Da finden sich Skulpturen Michelangelos und einzelner seiner Vorgänger, diese kommen aber gegen den Reichtum, den man in Florenz trifft, nicht an, und außerdem mehr als ein halbes Duzend großer Freskenwerke. Fra Angelico, Masolino, Filippino Lippi und selbst den neuentdeckten Pinturicchio kann man anderwärts noch besser genießen als hier in Rom. Michelangelos Sixtinsche Decke aber und Raffaels Vatikanische Zimmer sind in ihrer Gattung einzig, und die Fresken der Quattrocentisten in der Sixtina sind nicht nur an sich äußerst reizvoll, sondern auch wenn man schon alles übrige an früher florentinisch-umbrischer Wandmalerei gesehen hätte, als Ergänzung noch von Wert.

Dies alles und noch verschiednes andre hat der Freund der italienischen Kunst jetzt in guter Übersicht mit zahlreichen Abbildungen vor sich in einem Biermarkheft (Nummer 3 der bei G. A. Seemann in Leipzig erscheinenden „Berühmten Kunststätten“) von Ernst Steinmann, Rom in der Renaissance von Nikolaus V. bis auf Julius II. Steinmann kennt seinen Gegenstand gut, behandelt ihn aber vielleicht ein wenig zu peinlich im Verhältnis zu den Ansprüchen seiner Leser (z. B. die

Skulpturen des Andrea Bregno, der neben Mino da Fiesole und Antonio Pollajuolo in Rom die Frührenaissance vertritt), er schildert lebendig und eindrucksvoll und ist überall bemüht, durch eigne Gedanken das Verständnis der Dinge zu fördern. Auffallend ist, daß er sich hinsichtlich eines sehr wichtigen Kapitels der Frührenaissancearchitektur mit zwei Abbildungen und dem Satz begnügt: „Im Säulenhofe der Cancelleria, welche der Kardinal von San Giorgio seit 1496 bewohnte, und vor Bramantes eben vollendetem Tempietto auf der Höhe von St. Pietro in Montorio mußten nachdenkliche Gemüter bekennen, daß die Träume der Frührenaissance zur That geworden waren.“ Soweit sind nämlich noch nicht einmal die nachdenklichen Gemüter von heute gekommen. Wir wissen zwar jetzt, daß die Cancelleria nicht von Bramante herrührt und suchen uns auch wohl einzureden, daß sie gar nicht von ihm hätte geschaffen werden können, und fast ebenso steht es mit den Palast Giraud, aber in Bezug auf die Zusammenhänge dieser neuen römischen Hochrenaissance sind wir so ratlos wie nur je zuvor. Nachdem der Tempietto von jenen Bauwerken abgelöst ist, fällt es umso schwerer, in ihm den frühern, mailändischen Bramante wiederzuerkennen. Es fehlt also noch viel daran, daß wir jene Träume deuten können.

Die Stärke des Buches liegt in der Behandlung der verschiedenen Wandmalereien. Die unvergleichlichen ältern Fresken aus dem Leben Moses und Christi in der Sixtinischen Kapelle sieht jemand, ohne in Rom gewesen zu sein, hier zum erstenmal klar vor seinen Augen stehen, er findet die Abbildung des Raumes, die Vergitterung in ihrer einstigen Anordnung, endlich die einzelnen Bilder mit vielen Details, ästhetisch gewürdigt und historisch erklärt. Bei den Wandgemälden der Frührenaissance und ihren porträtmäßigen „Assistenzen“ reichgekleideter Cittadini ist das Interesse nach den dargestellten Personen natürlich größer, als es später z. B. bei Raffael zu sein pflegt, wo das Tägliche mehr verallgemeinert oder erhöht ist, und an der Erläuterung der Fresken der Sixtina hat sich Steinmann früher selbständig beteiligt. Aber bedeuten sollen ja doch auch die Fresken Raffaels außer ihrem unmittelbaren, sachlichen Sinn an ihrer Stelle und für ihre Zeit noch etwas weiteres. Steinmann zeigt seinen Lesern, wie sie hinter ihnen Zeitgeschichtliches versteckt finden können.

Die Darstellung schließt mit dem Tode Julius II. ab. Von Michelangelo ist der Moses das letzte Werk, das wir mitgeteilt bekommen; bei Raffael stehen das Zimmer des Burgbrands, die Tapeten, die Loggien, die Farnesina, die Sibyllen und die Transfiguration noch aus. Der Verfasser wollte das Bild der römischen Renaissance nur bis zur Höhe führen und nicht mehr erzählen, wie Leo X. „die Erwartungen getäuscht hat.“ Es wäre das auch für ein Heft zuviel geworden. In einem folgenden wird er uns hoffentlich recht bald zeigen, daß es nicht ganz so schmerzlich und bitter verstimmend gemeint war mit dem „viel frühern“ Niedergang der Renaissance, von dem die Vorrede spricht.

Ich benutze diesen Anlaß zu einigen Bemerkungen über die Vatikanischen Stenzen. In der Erklärung der sogenannten Disputa ist die neueste Weisheit ein Rückschritt, gegen den sich Geschmack und Verstand auflehnen müßten. Vasari sagt, die Heiligen der untern Reihe unterhielten sich über die Hostie auf dem Altar; das ist nicht tief, aber verständig und populär ausgedrückt. Alles weitere kann sich jeder leicht hinzudenken: oben der Himmel, unten die Kirche, in der Mitte der Altar. Will man sich etwas höher ausdrücken, so spricht man etwa von verschiedenen Stufen der Teilnahme, der Erkenntnis und der Erleuchtung; jeder sieht ja, daß nur die Beziehung auf den obern Teil des Bildes alle diese Männer hier

zusammengeführt hat. Also das genügt doch. Aber nein, die neueste Auflage des Cicerone bringt als Einschub erst einen „liturgisch hergerichteten Altar mit der Monstranz und der Eucharistie“ und dann die Worte: „In der verkärten Menschheit Christi in der Brotsgestalt ist die Einheit gegeben, welche die irdische Welt mit dem Reiche der Seligen verbindet.“ Hat man dies abstrakte Gedankengerüst glücklich erklettert, so kommt die nächste Übung und drückt dasselbe noch einmal, nur noch etwas schwieriger aus: „Die Identität der verkärten Menschheit des Erlösers auf Erden wie im Himmel ist der Gedanke, welcher beide Teile des Bildes zusammenschließt.“

Der Interpolator des Cicerone fühlt sich so übermütig glücklich, daß er gleich darauf hinter dem Worte *Disputa* für *Vasari* und alle, die auf ihn gehört haben, noch folgenden Nasenstüber einschaltet: „deren Name ungefähr das Gegenteil von dem bezeichnet, was Raffael ausdrücken wollte.“ Aber wir sind immer noch nicht genug gewöhnt für Raffaels tiefe Absichten, darum heißt es ferner, „in ganz ähnlicher Weise“ habe schon *Fra Bartolommeo* in dem Auferstandnen „der Affizien die Beziehung des eucharistischen Christus zum verkärten Gottessohn ausgedrückt,“ nämlich durch einen Kelch mit Patene über einer runden Scheibe, die die Welt darstellen soll. Abgesehen davon, daß der Satz zwei Fehler enthält (*Fra Bartolommeos* Bild befindet sich im Pitti und ist viel später als das Raffaels), begreift man nicht, worin die Ähnlichkeit bestehen und was dies zum Verständnis der *Disputa* nützen soll. Steinmann findet es freilich „so glücklich erfaßt und so klar entwickelt,“ daß er es noch einmal wiederholt und dafür in der Anmerkung seinen Gewährsmann, den Domkapitular Friedrich Schneider, preist. Wenn es darauf ankäme, etwas erbauliches zu solchen Bildern zu sagen, so ließe sich der Ton ja ohne Schwierigkeit ins unendliche verlängern. Ich glaube nicht einmal mit Professor Pastor, daß Raffael bei seiner Theologie die Farben Weiß, Grün, Rot deshalb gewählt hat, weil sie die Farben der drei theologischen Tugenden sind. Ebenjowenig halte ich es für sicher gestellt, daß *Julius II.* mit dem befreiten Petrus im Heliodorzimmer sich selbst gemeint habe, der doch nicht buchstäblich gefangen war. Auf *Leo X.* dagegen traf dies zu, als er Cardinal war, nach der Schlacht bei Ravenna, und so gut wie er sich auf dem *Attilabilde* anstatt seines Vorgängers darstellen ließ, kann der ganze Gedanke jener „Befreiung Petri“ auf ihn zurückgehen.

Auf Raffaels Schule von Athen soll nach *Vasari* rechts in der Gruppe der Geometer unter den vier Jünglingen der aufrecht stehende und von vorn gesehene den nachmaligen Herzog Friedrich von Mantua, *Isabellas* Sohn, vorstellen. Aber dieser war damals erst zehn Jahre alt. Er war am päpstlichen Hofe als Geisel für die Treue seines aus der Gefangenschaft entlassenen Vaters zurückbehalten worden, der ernste *Julius II.* wurde durch die Einfälle des aufgeweckten Jungen erheitert, und in einem erst in neuer Zeit bekannt gewordenen Briefe (*Luzio Federigo ostaggio* S. 21) vom 16. August 1511 wird berichtet, „der Papst habe gesagt, Raffael solle den Herrn Friedrich porträtieren in einem Zimmer, das er ausmalen lasse, und worin auch Seine Heiligkeit selbst bärtig in natürlicher Größe zu sehen sei.“ Den Bart hatte sich *Julius* erst während des Feldzuges in Bologna wachsen lassen, mit ihm ist er dargestellt auf dem Bilde der Dekretalienüberreichung in der ersten Stanze und in der zweiten auf dem Heliodorbilde und bei der Messe von Bolsena. Nimmt man die erste Darstellung als die in dem Briefe gemeinte, und hält man es für sicher, daß des Papstes Befehl ausgeführt worden, so könnte *Signor Federigo* nur auf der Schule von Athen gesucht werden, und seit *Luzio* findet man ihn in dem Lockenkopf, der links auf dem Bilde hinter dem Rücken des Grammatikers hervorsticht (Abb. 132

bei Steinmann). Daß dies aber nicht völlig sicher ist, lehrt ein Augenblick des Nachdenkens über die oben gegebenen Voraussetzungen. Der schöne Malerjüngling im lichten Mantel endlich stellt ganz gewiß nicht den Herzog Francesco Maria della Rovere vor, dieser Irrtum ist endgiltig abgethan, und Vasari sagt das nicht „wohl mit Unrecht“ (Steinmann), sondern er nennt den Herzog gar nicht. Er hatte nicht nur noch lange mit ihm als Zeitgenosse gelebt, sondern er wußte auch sicherlich als Künstler zu gut, wie man zur Zeit seiner Geburt (1511) in der Kunst Herzöge darzustellen pflegte.

U. P.

Wirtshausreform. Ich bin kein Abstinenzler, aber selbstverständlich ein Feind jeder Unmäßigkeit, und als Feind jedes Zwanges um so mehr ein Feind des Zwanges zum Alkoholgenuß. Dieser Zwang wird bei uns in mehrfacher Weise geübt. Einmal dadurch, daß das Wirtshaus mit seinem Bierzwange für Hunderttausende die einzige Erholungsstätte ist, wenigstens bei schlechtem Wetter. Auch solche Leute, die eine schöne geräumige Wohnung haben, fühlen oft in ihren Erholungsstunden das Bedürfnis eines Ortswechsels, und wenn das Wetter schlecht ist, bleibt ihnen gewöhnlich nur das Wirtshaus. Dann: wer außer dem Hause essen muß, ist fast immer genötigt, Bier zu trinken. Vor vierzig Jahren gab es in Breslau mehrere Studenten-speiseanstalten, in denen kein Bier getrunken wurde. Ob es heute noch welche giebt, weiß ich nicht, in Berlin scheint es keine zu geben. So wird dem jungen Manne, auch wenn er keiner Verbindung angehört, das Bedürfnis angewöhnt, täglich sein Glas Bier zu trinken; ist er auch in einem „Lokal“ zu Abend, so werden zwei daraus, und Geselligkeit und Nachahmungstrieb bringen ihn bis auf vier bis zehn. Eine solche Gewohnheit ist aber nicht bloß überflüssig und kostspielig, sondern auch schädlich. Wer, wie das bei uns ziemlich allgemein Sitte ist, zweimal am Tage Kaffee, abends Thee trinkt und zu Mittag suppt, dessen Körper bekommt damit, namentlich wenn er zum Kaffee noch ein paar Schluck Wasser nimmt, genug Flüssigkeit, besonders da ja auch die festen Speisen noch Wasser enthalten; nur ein außerordentlicher Flüssigkeitsverlust durch große Körperanstrengung oder Sommerhize erzeugt einen natürlichen Extradurst, der einen gerechten Anspruch auf Bier oder Wasser begründet, aber auch mit Obst gestillt werden kann. Die Belastung des Magens mit der Flüssigkeitsmenge, die ihm der deutsche Biertrinker zumutet, ist schon an sich, ganz abgesehen von dem Alkoholgehalt des Getränks, schädlich, und ein alter Arzt versichert mir zudem, daß auch das Hopfenbitter ein gar nicht ungefährliches Gift sei. Dann endlich die Bahnhöfe! Auf den großstädtischen besteht ja kein Zwang, aber auf denen der Klein- und Mittelstädte ist jeder Wartesaal eine Restauration. Alle Stühle und Bänke stehen um Tische herum, die Tische sind gedeckt, und so wie sich einer niederläßt, fragt der Kellner nach seinem Begehre. Wenn der Saal voll ist und jeder*) sein Bierglas vor sich stehen hat, dann muß sich ein Müder, der nichts zu verzehren beabsichtigt, genieren, den einzigen freien Stuhl zu nehmen, im nächsten Augenblick kann ja noch ein zahlender Gast erscheinen! Den Pächtern freilich darf man es nicht verargen, daß sie alle Wartenden als ihre Gäste behandeln, denn sie müssen eine unglaublich hohe Pacht zahlen und haben namentlich auf Stationen mit viel Nachtzügen ein Hundeleben, von dem sie sobald wie möglich als Rentner loszukommen suchen. Aber es ist doch ein Unsinn, daß man, wenn man zwischen Mittag- und Abendbrot eine zweistündige Fahrt macht, vorm Einsteigen durchaus ein Glas Bier oder Schnaps hinuntergießen soll.

*) Und jede! Auch keine Frau wagt den Kellner zurückzuweisen.

Die Nummer 11 der Mäßigkeits-Blätter (Mitteilungen des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, herausgegeben von Dr. W. Bode in Hildesheim) weist nun auf die zahlreichen und großartigen alkoholfreien Gastwirtschaften Englands hin, die nicht, wie die vegetarischen Speiseanstalten Deutschlands, eine bloße Kuriosität, sondern ein notwendiges und wichtiges Organ des Volkslebens sind. So bestehen z. B. in Liverpool außer den von Privatunternehmern betriebenen ähnlichen Wirtschaften mehrere Gesellschaften; „die größte davon hat neun feinere Cafés und siebenundfünfzig billige Kaffeeshenken; sie hat eigne Bäckereien, Stallungen, Niederlagen, eine Schlächterei, eine Mineralwasserfabrik usw.; sie beschäftigt nahezu fünfhundert Personen, ihre Einnahme betrug 1897 1522920 Mark; als Dividende konnte man achtzehn Jahre lang 10 Prozent zahlen. Bei den billigen Preisen keinerlei Wohlthätigkeit, das ist eine Hauptursache des Erfolgs.“ Selbstverständlich sind diese Speiseanstalten nicht vegetarisch. Die Behörden üben dadurch einen sie fördernden Druck aus, daß sie mit Konzessionen für den Ausschank von Spirituosen sehr sparsam sind, während sie den alkoholfreien Wirtschaften nicht das geringste Hindernis in den Weg legen; auf diesem Wege ist man so weit gelangt, daß Tausende von Arbeitern, Laden- und Kontorgehilfen, wenn sie ihre Mahlzeiten einnehmen wollen, gar keine andern als alkoholfreie Gastwirtschaften in der Nähe finden. Im Deutschen Reiche dagegen „werden Schnapschenken und Milchshenken fast mit dem gleichen Maße gemessen; beide sind vor dem Gesetze »Schankwirtschaften«, zu denen die Konzession erforderlich, von denen Betriebssteuer zu zahlen ist.“ Vor einigen Jahren legte sich eine Mittelstadt einen Stadtpark an und setzte eine Selterswasser- und Milchbude hinein. Nach ein paar Wochen schrieb der Pächter, er könne nicht bestehen, wenn ihm nicht der Ausschank von Bier und Schnaps gestattet werde, und der Magistrat bewilligte sein Gesuch. Hätte der Magistrat es abgelehnt, dafür aber die Pacht herabgesetzt oder vorläufig ganz darauf verzichtet, so würde sich die Rentabilität mit der Zeit schon gefunden haben; wer Appetit auf Bier hat, kann ihn in einem naheliegenden großen Biergarten befriedigen. Der natürliche Appetit auf alkoholfreie Getränke muß sich mit der Zeit verlieren an Orten, wo seiner Befriedigung fast unübersteigliche Schwierigkeiten bereitet werden. In Hamburg bekam ich einmal Appetit auf Milch. Ich lief durch eine Menge Straßen: in jedem Hause mindestens eine Kneipe, in manchem Hause zwei — aber einen Milchladen fand ich erst in Altona, und das mitten in den Kinder nährenden Marschen! Parallel mit der Wirtshausreform müßte die Gründung von Volkserholungsstätten gehen nach Art der nur für Studenten bestimmten Palästra Albertina in Königsberg.

Das Baronsche Vermächtnis. Die Breslauer Stadtverordneten haben verständigerweise das Baronsche Vermächtnis angenommen und die in Berlin erhobnen Bedenken mit der Begründung zurückgewiesen, daß nach dem Urteil medizinischer Autoritäten eine aus Vegetabilien, Milch und Eiern gemischte Kost zur kräftigen Ernährung hinreiche, und daß das Fleisch, das arme Kinder zu Hause etwa bekommen, weder nach Quantität noch nach Qualität den Anforderungen der Diätetik zu entsprechen pflege. Da dies genau dieselben Gründe sind, die wir in unsrer kurzen Bemerkung am Schlusse des sechsten Heftes angeführt haben, so könnten wir uns schmeicheln, zu der Breslauer Entscheidung einiges beigetragen zu haben, thun dies aber nicht, da sich jeder verständige Mann ohne unsre Beihilfe ganz dasselbe gesagt haben muß. Wir glauben auch nicht, daß zwei so einfache Wahrheiten den Vätern der Hauptstadt der Intelligenz verborgen geblieben sind. Sie haben sich nur unwissend

gestellt, um demnächst die Welt mit der Gründung von einem Duzend Waisenhäusern (so viel kann eine Millionenstadt schon brauchen) aus eignen Mitteln (sie habens ja dazu) zu überraschen, in denen die armen Würmer mit Wildbraten und Kapaunen gefüttert werden sollen.

Jugenderinnerungen eines alten Arztes von Adolf Kufmaul, Stuttgart, Bönz und Komp. — Nachdem wir kürzlich in Billroths Briefen ein so anziehendes Memoirenwerk eines berühmten Mediziners erhalten haben, wird uns jetzt durch Kufmauls Selbstbiographie ein nicht weniger interessantes Buch zu teil. Billroths Briefe stammen aus der Zeit seiner Höhe und handeln von den Gegenständen seines wissenschaftlichen Berufs, aber auch von Litteratur und Musik und Fragen des gesellschaftlichen Lebens. Kufmauls Erzählung reicht bis dahin, wo es dem vielbeschäftigten und schon verheirateten badischen Landarzte möglich wurde, sich in Heidelberg zu habilitieren, und nur gelegentlich erhalten wir einen Hinblick auf die spätere Laufbahn des hervorragenden Klinikers. Der Ton der Mitteilung ist schlicht und für die Person des Erzählenden einnehmend. Die Darstellung verläßt das Gebiet der Idylle und beginnt sachlich unterrichtend zu werden mit dem Eintreffen des Studenten auf der Heidelberger Universität. Der Zustand der medizinischen Fakultät in den vierziger Jahren, das damalige Heidelberg mit einzelnen ältern und jüngern Berühmtheiten, das äußere Studentenleben und die Vorboten des Jahres 1848 werden geschildert; aus dem flotten Korpsstudenten wird noch gegen Ende seines Studiums ein Burschenschaftler. Dann geht er zur Fortsetzung der Studien nach Wien und Prag, wo klinische Einrichtungen und bedeutende medizinische Persönlichkeiten, dort namentlich Rokitsansky und Skoda, hier Oppolzer und Arlt so beschrieben werden, daß es auch Laien verständlich wird, was die deutschen Mediziner damals nach Osterreich zog. Überhaupt wird für sehr viele Leser ein Hauptreiz in der klaren und allgemein faßlichen Behandlung ärztlicher Fragen liegen. Ehe der Erzähler sich in Randern als Arzt niederläßt, wird er noch badischer Militärarzt, geht zweimal nach Schleswig-Holstein und übernimmt dann den Dienst bei den Gefangnen nach der Übergabe von Raftatt. Auf Einzelheiten dieses schon sehr reichen Jugendlebens können wir nicht eingehen. Wie jemand ohne Verbindungen aus eigener Kraft etwas geworden ist, wird mancher Leser vielleicht zu seiner eignen Ermunterung aus diesem wahrhaftig und einfach geschriebnen Buche sehen, und jedem wird daraus einer der Auserwählten an Charakter und Geist entgentreten, den er menschlich lieb gewinnen muß.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig